

Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Herausgeber: Verband Schweizerischer Privatschulen

Band: 5 (1932-1933)

Heft: 9

Artikel: Sieghafte Güte

Autor: Schirr, Albert / Münzinger, Karl / Gauckler, Wilhelm

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-852724>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sieghafte Güte.

(Bekenntnisse aus dem Weltkrieg.)

Vorbemerkungen der Redaktion.

Die Güte des Menschen kann nie ganz ausgetilgt werden. Es bleibt von ihr selbst noch in Lebenslagen etwas übrig, in denen die organisierten Kräfte des Hasses und der Zerstörung sich in gigantischer Orgie austoben.

Bernhard Diebold hat uns ein sehr eigenartiges Buch geschenkt *): Er hat 166 kurze Geschichten aus dem Weltkrieg in einem Bande vereinigt. Alle diese Dokumente, geschrieben von Arbeitern, Beamten, Kaufleuten, Lehrern, Handwerkern, Offizieren, berichten von Begegnungen, da zwischen Frontsoldaten aus feindlichen Lagern, aller Völkerverhetzung zum Trotz, die Menschlichkeit zum Durchbruch kam. Alle diese Dokumente durchströmt eine Stimmung tiefer Dankbarkeit gegenüber gütigen „Feinden“ und gegenüber einem Schicksal, das tröstlich selbst in tausenden von Unmenschlichkeiten doch da und dort in einzelnen Geschehnissen die Macht der Bruderliebe aufleuchten ließ.

Diese Bekenntnisse enthüllen in ihrer Weise die ganze Sinnwidrigkeit des Krieges, der Menschen gegeneinander führt, die sich nicht Feinde sind. Sie zeigen „die seelische Zwiespältigkeit des Kriegers, der den beim Sturmangriff soeben noch mit schwerer Verwundung niedergekämpften Feind einen Augenblick später in die Arme nimmt, labt und die selbstgeschlagenen Wunden verbindet. Im einzelnen Erlebnis wird die krasse Sinnlosigkeit dieser doppelten Moral noch zur viel größeren seelischen Verblüffung als in dem riesigen Kontrast der Kriegs-Maschinerie und Sanitäts-Maschinerie, die beide der gleichen obersten Befehlsgewalt unterstellt sind: die mit der einen Hand mit aller Sorgfalt zu heilen sucht, was die andere Hand soeben noch brutal vernichten wollte. So widersinnig müht sich der moderne Kriegsgott um Tod und Leben“ (Diebold).

Die Bekenntnisse zeigen weiterhin, daß die „guten Werke“ nicht zum Kriege gehören, nicht einen gewissermaßen legalen Bestandteil des Frontlebens darstellen. Diese guten Werke sind zum allergrößten Teil gegen Kriegsgebot und Vorgesetztenbefehl getan worden. Es sind in sehr vielen Fällen Meutereien rebellierender Menschlichkeit gewesen. Die Bekenntnisse zeugen dafür, daß da und dort „ein Mensch gegen die höhere Disziplin sich ganz privat das einzig Menschenwürdige an vorschrittswidriger Humanität geleistet hat“ (Diebold).

Es scheint uns, daß das Buch ganz besonders auch in der Hand des Erziehers seine Aufgabe erfüllen kann. Wir wollen unsern Lesern im Folgenden einige wenige Proben aus seinem reichen Inhalt bekannt geben.

Sch.

*

Geheul in der Nacht.

Es war im Oktober 1914. Unser Zug mit Freiwilligen lief in Lille ein. Wir standen in Feindesland. Mitten aus der Berufsausbildung herausgerissen, düsteten wir nach dem Feind, nach Kampf und Abenteuer. Endlich kamen wir in den Graben, ich zitterte vor Aufregung. Es war Nacht. Ein Befehl ging von Mund zu Mund: „Entladen, Bajonett aufpflanzen!“ —

*) „Das Buch der guten Werke 1914—1918“; mit einem Vorwort zusammengestellt und herausgegeben von Bernhard Diebold; Societätsverlag, Frankfurt a. M.

Aha, Sturmangriff! — Nun ging es los — wir rasten in die Nacht hinein. Nach langem Laufen brüllten wir: „Hurra, hurra!“ Da kam die Quittung — es prasselte uns entgegen, man hörte schreien und stöhnen; immer vorwärts, bis alles stoppte und sich schnell jeder eingrub. Unser Angriff war abgeschlagen.

Ich war deprimiert, daß uns kein Erfolg beschieden war. Es wurde Tag. Wir hatten uns „eingebuddelt“ und besahen uns die Gegend. Alles Felder, ab und zu Baumgruppen, rechts hinter uns ein Dorf und etwa 600 Meter zurück ein verlassenes Gehöft. Wir hatten den Graben langsam fertig gemacht und mit der Sicherheit im Graben wuchs unsere Kampfesstimmung. Es wurde wieder Nacht. Ich lungerte noch im Graben herum, die Nacht war schön.

Da hörte ich weit weg ein eigenartiges Heulen — ein Schreien, nein, es war mehr ein Wimmern; solche Töne hatte ich noch nie gehört. In der stillen Nacht hörten sie sich schaurig an. Es war vielleicht ein heulender Hund, ein Stück Vieh? Ach, das Gehöft fiel mir ein. — Das Heulen hörte nicht auf. Ich weckte einen Kameraden. Es war uns eingeschränkt worden, hinter uns auf Blinkzeichen und Tierstimmen zu achten. Die Spionage sollte groß sein. Ich dachte auch daran. „Du hör mal, was ist das für ein Wimmern?“ — „Ich weiß nicht.“ — „Wollen wir mal hingehen?“ — „Komm, geh mit.“

Wir gingen mit Taschenlampe und Karabiner in die Nacht hinaus. Immer dem Geheul nachgehend, kamen wir tatsächlich auf das Gehöft zu. Die Schreie wurden deutlicher — sie setzten mal aus und fingen wieder an. Die Umrisse des Gehöfts wurden sichtbar. Ungeheure Spannung lag mir auf der Brust. Jetzt sind wir da. Wir standen vor einer Stalltür — ja da drin war es. Sicher ein Stück Vieh, das vor Hunger heulte. Die Tür war verschlossen. Taschenlampe heraus, Tür eintreten war Sache von Sekunden. Im blendenden Licht der Taschenlampe stand vor uns nackt, mit schielenden Schlitzaugen, zerzaustem Haar, viehischer Stimme, über und über mit Kot beschmiert, ein Mann — ein Idiot!

Ich fixierte ihn lange, das Bild prägte sich tief in meine noch so junge Seele. Erschüttert stand ich regungslos da. Mein Kamerad sagte nichts — ich sagte nichts. Ein stechender Harn- und Kotgeruch umgab uns. Langsam kam ich wieder zu Sinnen. Ich sah mich um: Zementboden, eine leere Blechschüssel lag auf dem Boden. Nur Wände. Kein Lager, kein Stuhl, keine Decke. Unsagbares Mitleid übermannte uns. Instinktiv gab ich ihm ein Stück trockenes Brot. Ich sah im Geiste, wie seine Angehörigen ihn verließen, einsperrten und ihn dem Schicksal preisgaben. Mit Strohwischen rie-

ben wir ihn notdürftig ab, wickelten alte Lumpen um Füße und Waden, bedeckten ihn mit dem Feldmantel und brachten ihn zurück; dort wurde dann weiter für ihn gesorgt. Wir kehrten zurück. Was mit ihm geschehen, weiß ich nicht.

Das Eine weiß ich aber, daß mich das Bild dieses Idioten auf Schritt und Tritt verfolgte und mich zuletzt so einnahm, daß der Entschluß in mir reifte, solchen unglücklichen Menschen ein Helfer zu werden. Und so kam es auch. Nach dem Krieg und der nötigen Ausbildung widmete ich mich geisteskranken und schwachsinnigen Kindern. So wurde das Schicksal dieses Idioten für mich ein Wegweiser.

Albert Schirr,

Lehrer für schwachs. Kinder, Langen.

*

Tränen.

Im Spätherbst des Jahres 1917. Seit 2 Uhr morgens trommelten an der Isonzofront bei Tolmein schwere und schwerste Geschütze die italienischen Betonstellungen zusammen. Während des Feuers, im Schutze der Nacht, rücken wir in unsere Sturmstellungen ein. Gegen sieben Uhr morgens Feuerpause — dann Vernichtungsfeuer aus sämtlichen Rohren auf die italienischen Infanteriestellungen. Sturm, Durchbruch, die Front ist zerschlagen — wir marschieren

Ich nähere mich mit meinem bayrischen Maschinengewehr-Zug Woltschach, erster provisorischer Truppenverbandsplatz. Italiener von Deutschen geführt, Deutsche von Italienern getragen — blutige Binden um Kopf, hängende Arme, baumelnde Beine — so begegnen sie uns, ziehen rückwärts. Mein Maschinengewehr-Zug ist in dem zerwühlten Gelände zerrissen. Maulesel sind mit den Caretten da und dort bei Grabenübergängen eingebrochen, und mühselig reite ich herum, sie wieder zusammenzufinden.

Abseits, auf einem Felsblock hockend, finde ich einen Italiener, hält den Leib mit beiden Händen; Blut, Gedärm quillt zwischen den Fingern hervor. Vor ihm kniet ein Vizefeldwebel des Infanterie-Regiments, dem ich mit meinem Maschinengewehr-Zug zugeteilt bin, stützt den Kopf des Italieners, streichelt ihm über das feuchte Haar und — weint, während Gestöhn und Gebetsjammer des Sterbenden langsam in ein monotones Gemurmel übergangen

Kein Heldentum, keine Tapferkeit dieses Deutschen — aber seine streichelnden Hände, die rollenden Tränen werden ihm dermaleinst einen Platz im Himmel verschaffen.

Karl Münzinger,

Kaufmann, Möhringen a. F.

*

Die beiden Flieger.

Der junge Flieger Graf de la Frégulière wird auf Erkundungsflug über den deutschen Linien abgeschossen, landet aber wohlbehalten und erklärt seinem deutschen

Besieger: „Ich bin Ihr Gefangener. Das ist ganz in der Ordnung. Das ist der Krieg. Aber meine Mutter weiß nicht, was aus mir geworden ist.“ Und er errötet.

Der deutsche Flieger fragt: „Wie alt sind Sie?“

„Achtzehneinhalb Jahre“, antwortet der Junge.

Da sagt der Deutsche: „Schreiben Sie sofort einen Brief an Ihre Mutter: Sie seien Kriegsgefangener, würden nach der Regel behandelt und seien im übrigen unverletzt. Dann setzen wir in meinem Flugzeug über die französische Linie, und Sie werfen den Brief ab.“

Die beiden, Sieger und Besiegter, steigen auf, befördern den Brief. Drei französische Kampfflieger verfolgen sie; kaum erreichen der Deutsche und sein gefangener Franzose wieder das deutsche Gebiet und damit die Sicherheit.

Der Deutsche ist der Hauptmann a. D. Zahn, heute Europameister im Viererbob. Als er in St. Moritz mit seiner deutschen Bob-Mannschaft den Preis erhielt — ja, da trat jener Graf de la Frégulière vor und erzählte die obenstehende Geschichte vom Brief an die Mutter. Dann hoben er und drei andere Franzosen den Deutschen auf ihre Schultern und trugen ihn im Saal herum als Huldigung an die Humanität. Die Anwesenden aller Länder empfanden: Versöhnung!

Nach einer französischen Zeitung.

*

Christmas.

Es war am Heiligabend 1916 in einem englischen Gefangenenlager in Schottland. Jede Hütte des großen Lagers hatte ihre Weihnachtsfeier nach deutschem Brauch, auch ein Bäumchen fehlte nicht. Die Liebesgabenpakete aus Deutschland waren verteilt, und unser Hüttenältester, ein Unteroffizier Str. hatte jedem Mann unserer Hütte noch eine Extrafreude durch ein Geschenk in Form von Zigaretten gemacht. Nach der kleinen gemeinsamen Feier wurde es für eine Weile still im Raum. Ein jeder saß auf seiner Schlafpritsche und hielt stumme Zwiesprache mit den Angehörigen daheim. Es blieb wohl kein Auge trocken beim Anblick der Photographien, die wohl jeder von uns hatte, sei es von Eltern, Geschwistern, Gatten oder Kindern. Nur ein Laut durchdrang die Stille. Es war das Stapfen des englischen Wachtpostens, der auf seinem Postenstand hin- und herstapfte, um in dieser bitterkalten Nacht seine Füße warmzuhalten.

Unsere Hütte lag dicht am Stacheldrahtzaun, der uns von der Umwelt abschloß. In der Hütte wurde es langsam wieder lebendig; jeder suchte den andern wieder aufzuheitern. Unser Unteroffizier machte den Vorschlag, einige Liebesgaben für den frierenden Posten zu spenden, der ja auch ein Mensch sei, was beifällig aufgenommen wurde. Schnell waren eine Anzahl Zigarren, Zigaretten und Schokolade gestiftet.

Wir gingen nun hinaus an den Stacheldraht, wo dann der Unteroffizier den Posten auf englisch anrief. Dieser gab auch Antwort und erklärte ihm, daß wir in unserer Weihnachtsstimmung auch an ihn gedacht hät-

ten und ihm auch eine kleine Freude machen wollten. Der Kampf mit seinem Pflichtgefühl und Gewissen war bald erledigt; er glaube unser gutgemeintes Anerbieten nicht abweisen zu dürfen. Er stieg von seinem Stand herunter und kam an den Zaun. Es war ein alter Graukopf, ehemaliger Kolonialsoldat und hatte selbst Söhne an der Front. Er dankte gerührt und wünschte uns allen Merry Christmas und baldige Heimkehr.

Bald darauf hört man wieder das Auf und Ab auf dem Postenstand. Jeden Augenblick mußte die Ablösung kommen.

Wilhelm Gauckler,
Metalldreher, Frankfurt a. M.

*

Der Ring.

An meiner Hand glänzt ein Ring. Dieser Ring liebt es, mich von Zeit zu Zeit an den ersten Annäherungsversuch zum Frieden zu erinnern, den ich im Jahre 1915, ganz auf eigene Faust, mit den Engländern angebahnt habe. Wie ich dazu kam, das sei mit wenigen Strichen hier wiedererzählt.

Bei dem Sturm auf Becelaere, einen sehr hartumkämpften Ort in Flandern, fiel unserem Regiment eine geschlossene Kompanie Soldaten von der feindlichen Seite mitsamt ihrem Führer in die Hände. Während meine Kameraden fortfuhren, das Gelände zu säubern, erhielt ich nachher den Befehl, die Gefangenen nach Letekhem zurückzuschaffen, wo eine Sammelstelle für alle Gefangenen war. Man feierte gerade den Heiligen Abend, als ich dort eintraf. Es schneite und dunkelte bereits. Ein Wachtposten wies mir von hier aus den Weg nach der Kirche, dem vorläufigen Bestimmungsort, wohin ich die Leute zu bringen hatte. Zu dem Zweck war vorher darin alles ausgeräumt worden, der Platz würde sonst nicht ausgereicht haben für die vielen Menschen, die ich mitbrachte. Der ganze Boden wurde mit Wolldecken belegt, auf dem sich die Soldaten wahllos niederfallen ließen, wie sie ankamen.

Der Offizier sollte, laut Befehl, allein hinter dem Hochaltar in einem vergitterten Raum eingesperrt werden, in dem einst eine geschnitzte Kreuzigungsgruppe stand, die deswegen gleichfalls ihren Platz verlassen mußte. Der Mann tat mir leid, aber dagegen war nichts zu machen. Wie das alles soweit ausgeführt war, holte ich von draußen noch ein Tannenbäumchen von einem Grab herein, behängte dasselbe mit Glasperlen aus dem Ornat des Priesters und stellte es darauf mitten unter die stumpfsinnig dasitzenden Soldaten. Ein klein wenig Trost wollte ich ihnen damit spenden; sie sollten dadurch daran erinnert werden, daß heute Weihnachten ist und Frieden auf Erden. Dazwischen hin und her, mit aufgefälltem Seitengewehr, marschierten in einförmigem Gleichtakt die Bewachungsmannschaften. Als es ganz dunkel in der Kirche geworden war, steckte ich die Kerzen an dem Bäumchen in Brand.

Wie sie aufleuchteten, ging ein helles Blitzen über die langen blanken Orgelpfeifen hin, welche am Ende

des Mittelganges von der Empore aus steil zur Decke emporstrebten. Ein Gedanke durchzuckt mich, wie ich das sehe; und ich schleiche mich sachte an das Instrument heran. Nur einen Kamerad nehme ich dazu mit, daß er mir den Blasebalg in Bewegung setze. Und wenige Minuten später liegt schon meine Hand auf den ausgefingerten Tasten der Orgel; und ich beginne mit einem Präludium von Bach, aus dem ich dann allmählich hinüberleite zu „Stille Nacht, Heilige Nacht“.

Gleich beim ersten Akkord fliegen alle Köpfe herum. Auch der Offizier hinter dem Gitter in der dunklen Ecke dort wird unruhig. Er erhebt sich vom Boden und tritt nach vorn zu sehen, was los wäre. Das peinigt mich, einen Menschen so sehen zu müssen, in dieser Stunde. Ich beendete sofort mein Lied, trete zu ihm heran und bitte ihn, zu uns herauszukommen. Und ich schließe ihm das eiserne Tor auf. Wieder sind die Augen der ganzen Kirche dabei auf mich gerichtet. Ich wußte, daß dies nicht sein durfte; ich tat es aber doch. Nun erst war Frieden in dieser gemeinsamen Christ-Weihnachtsfeier, als alle teilnehmen konnten.

Am andern Morgen wurde ich verhaftet wegen Verletzung der Kriegsgesetze. Drei Tage Gefängnis wurden mir dafür aufgebürdet, und darauf sollte ich sofort wieder in den vordersten Graben kommen. Ich durfte nicht damit rechnen, nachher den Offizier noch einmal zu sehen. Ich wurde wieder frei. Ehe ich nach dem Graben vorgehe, soll nochmals eine Meldung beim Stab erfolgen, bei der meine Anwesenheit nötig ist. Feldmarschmäßig trete ich dazu an. Wie ich in das Gebäude hinein will, tritt mir der Divisionspfarrer entgegen mit einem kleinen Päckchen in der Hand. Das hätte er mir zu geben, sagte er, im Auftrag des gefangenen englischen Offiziers; ich würde ihn schon kennen.

Wie ich das Päckchen öffne, liegt ein Ring darin und ein Brief, in deutscher Sprache. In demselben dankt mir ein Mensch für das erwiesene Mitleid. Und jetzt graue es ihm nicht mehr so sehr vor der Gefangenschaft, hieß es am Schluß; denn er hätte an diesem Weihnachtsfest erfahren, daß die Welt noch nicht so völlig arm an Güte sei, wie man in Zeiten tiefer Trübsal annehmen möchte. Den Ring soll ich als ein Andenken an jene Stunde für immer behalten. Noch heute hängt mein Herz an ihm.

Karl Leins, Buchdrucker, Bonames.

*

Der Bäcker.

Mein Erlebnis während des Krieges. Es war in Spincourt bei Verdun. Es war an Weihnachten 1917, in der Feldbäckerei Kol. Nr. 15.

Zur Weihnachtsfeier bekamen wir Bäcker von unseren Vorgesetzten Weizenmehl und durften uns mit Hefe für jeden Mann ein Weißbrot backen. Abends am Heiligen Abend als wir fertig waren, bekam jeder Bäcker sein Weißbrot, und so gingen wir heim auf unsere Buden. In Spincourt war ein russisches Gefangenenlager. Auf der

Straße waren vier gefangene Russen, die die Straße reinigen mußten. Ich ging etwas später heim und mußte an den Russen vorbei, hatte mein Brot unter dem Waffentrock, aber sie haben es doch gemerkt. Jeder der drei Russen (in Abständen von zwanzig bis dreißig Meter) bat mich um ein Stückchen Brot, was ich aber ablehnte. Aber der letzte, der vierte Russe, schon ein alter grauer Krieger, fiel vor mir auf die Knie und bat mich flehend um ein Stückchen Brot. Hier brach mir das Herz. Ich gab ihm mein ganzes Weißbrot. Jetzt kam das schwerste für mich. Er fiel mir um den Hals, und küßte mich auf beide Wangen, als wenn ich sein Kind wäre. Und immer die Worte: Guter Panje.

Ich ging heim ins Quartier, aß und trank den Abend nichts mehr, legte mich auf meinen Strohsack und weinte bis tief in die Nacht hinein, und dachte warum muß die Menschheit so leiden.

Gustav Eckstein,
Bäckermeister, Heldenbergen.

*

Das Pferd.

Es war nach der ersten Offensive 1918: la Fère bis Noyon. Ich war Krankenträger der Sanitätskompagnie 16 A.K., die den Dienst bei der 33. J. D. versah. Meine Kompagnie bezog am 24. März in Guiscourt Quartier und richtete dort den Verbandsplatz ein. Die Nacht durften wir schlafend verbringen. Am nächsten Morgen bekamen wir Befehl, nach vorne zu gehen und Verwundete, welche in der Kathedrale von Noyon lagen, zum Verbandsplatz, etwa 10 Kilometer, zu tragen. Die Verwundeten lagen in der Krypta der Kathedrale. Wir machten uns auf den Weg und wurden unterwegs mit schwerem Granatfeuer überschüttet. Als wir nach Noyon hereinkamen, bot sich uns ein schreckliches Bild. Die Hauptstraße, die zur Kathedrale führte, lag voller Tote. Die Verwundeten, meistens Franzosen, waren an die Wand der Häuser gesetzt worden, damit sie von den Geschützen nicht zermalmt würden. Trotzdem lagen viele Tote zerquetscht auf dem Fahrweg. Wir marschierten im Eiltempo durch die Straßen, da dauernd Granaten durch die Dächer schlugen. Plötzlich sahen wir auf dem Trottoir einen schwer verwundeten Franzosen sitzen, der erbärmlich jammerte. Er hatte sich ein Unterbett aus einem Hause unterlegt; war aber fast verblutet. Ich sagte zu meinem Feldwebel: „Kalweit, ich nehme den Franzmann mit, er kann noch verbunden werden.“ Der Feldwebel sagt: „Mach's auf deine Gefahr, aber sei gleich in der Kathedrale.“ Ich sprang nun zu dem armen Kerl, der einen schweren Beinschuß mit Fraktur hatte. Er sagte mir, daß er bereits seit gestern liege; andere Soldaten hätten ihm schon Bettzeug untergelegt, ihn aber nicht mitgenommen. Als ich ihn auf meinen Buckel hob, schrie er mächtig; doch sagte er noch, er habe noch unter dem Bettzeug einen Sandsack voll Lebensmittel liegen. Diesen trug ich auch noch. Bis zur Kathedrale war es wohl ein Kilometer. Mir wurde der Transport doch entsetzlich schwer, zumal ständig Granaten in die Häuser schlugen

und die Balken durch die Luft flogen. Am Marktplatz von Noyon machten wir ein wenig Rast. Dort sah ich ein Pferd stehen, welches den Unterkiefer abgeschossen hatte. Der Unterkiefer hing noch an der Haut. Das Pferd war angebunden und stand im Granatfeuer. Ich kombinierte, daß ein Kanonier sein Pferd im Stich gelassen hatte. Der Franzose zeigte auf meinen Revolver und auf das Pferd. Ich lief hin und schoß dem Tier mehrere Kugeln in den Kopf, bis es tot war. Dann nahm ich meinen Franzosen wieder auf den Rücken und trug ihn bis zur Kathedrale in die Krypta. Dort lagen bereits etwa 200 Schwerverwundete. Ein jüdischer Arzt spielte auf der Orgel das Lied „O Haupt voll Blut und Wunden“. Ich wollte mich von meinem Franzosen verabschieden, doch hielt er mich fest und packte seinen Sandsack aus. Es war darin: eine Flasche Sekt, ein halbes Pfund Butter, ein Weißbrot, Schokolade und viele Zigaretten. Wir haben den Bestand ehrlich geteilt; die Flasche Sekt zusammen getrunken. Dann sagte ich noch, daß er mit zum Verbandsplatz kam. Hundertmal sagte er: „Merci camarade, au revoir“.

Heinrich Weindorf,
Kaufmann, Witten/Ruhr.

*

Unsere kleinste Verwundete.

Märzoffensive 1918. Nach mörderischem Artillerieangriff in der Frühe des 21. brachen wir auf der Strecke St. Quentin—Ham—Noyon vor. So überraschend kam unser Vorstoß, daß sich mit knapper Mühe die Zivilbevölkerung, die sich direkt hinter der normalen Feuerlinie noch angesiedelt hielt, zu retten vermochte. Auf der Höhe des Weges Ham—Guiscourt bekamen wir plötzlich Langrohr. Am Kopf des schon halb zerschossenen Ortes bog die Straße fast rechtwinklig nach rechts ab. Und hier, am Schnittpunkt, hatten sich die Franzosen scharf eingeschossen. Jede dritte bis vierte Minute fiel ein präziser Schuß. Die Mannschaften wurden zahlenmäßig ausgeglichen auf einzelne Wagen und Geschütze verteilt. Ein Kamerad und ich durften zu unserem Halt die dünne Kette eines leichten Munitionswagens ergreifen. Und dann ging's los. Acht — zehn — ja zwölf Pferde vorgespannt, preschten die Geschütze und Wagen, auf die Sekunde nach dem vorhergehenden Einschlag, um die gefährliche Ecke.

In unserem Wagen befanden sich Blaukreuz-Gasgranaten. Ein zweifelhaftes Vergnügen für uns, wenn in diese Musterkollektion ein feindlicher Gruß fauchte. Zweifelhafte auch die dünne Wagenkette, die uns Halt geben sollte bei der tollen Hetzjagd um die Teufelsecke. Die Stelle der Straße, an der die Einschläge erfolgten, war ein einziges großes, breiiges Loch. In rasender Geschwindigkeit protzten wir darüber. Und weiter geht es in unverminderter Hetzjagd einen Hohlweg hinauf. Zur Rechten sanft ansteigend eine Gesteinswand mit dünner Erdecke. Am Rande der Straße Tote: Franzosen, Deutsche und Zivilisten. Männer, Frauen und Kinder. Da Reste von Hausgerät, eine Puppe. Zeichen kopfloser Flucht.

Mein Kamerad, ein etwa 40-jähriger Landsturmmann, ist plötzlich von meiner Seite verschwunden. Ich sehe ihn am Straßenrande bei einer Frauenleiche knien. Fast instinktmäßig lasse auch ich los. Kaum gewinne ich Zeit, vor dem nächsten heranrasenden Munitionswagen zur Seite zu springen. Dann knie ich neben meinem Kameraden. Er hält ein etwa 3-jähriges Mädchen, das die tote Mutter umklammert gehalten hatte, im Arm. Es lebt. Es wimmert leise. An einem Beinchen und auf der Brust Blutspuren. Das kleine Wesen ist, das stellten wir rasch fest, verwundet, aber noch zu retten, wenn es aus diesem Hexenkessel heraus und in ärztliche Hände kommt.

„Verflucht! So 'ne Gemeinheit!“ knirscht mein Kamerad zwischen den Zähnen. Und plötzlich wütend zu mir: „Das sage ich dir, ich bringe das Wurm zurück in ein Lazarett oder sowas und wenn ich die Batterie verliere und unser Alter mich als Deserteur zusammenknallen läßt...“ — „Klar“ antworte ich. „Wir müssen allerdings durch das verfluchte Loch da hinten nochmals zurück!“ — und deute mit der Hand zur Wegbeuge, von der wir gekommen waren. Gerade paukt eine Granate hinein. Die Erde hebt sich und zischt wie eine Fontäne hoch.

Mein Kamerad, das Kind in den Armen, und ich springen zurück. Es glückt abermals. Wir erfragen ein Lazarett. Eine gute Stunde brauchen wir, bis wir einen Sanitätsunterstand finden. Der Sanitäter, ein braun verkrusteter Vierziger, staunt uns wie eine Fata morgana an. Dann nimmt er behutsam das immer noch wimmern- de Würmchen und läßt es zunächst aus der Feldflasche Tee trinken. So zart geht er mit dem Kind um. Der ganze Unterstand, zuvor ein schreiender Hexensabbat menschlichen Elends, ist plötzlich still und um den kleinsten Verwundeten so besorgt, daß wir beruhigt abziehen.

Wieder nach vorn, die Batterie suchen. Ueber das Gesicht meines Kameraden rinnen Tränen ohnmächtiger Wut, seine blassen Lippen formen Flüche über Flüche. Wir erreichen unseren Truppenteil wieder, wir werden mächtig angeschnauzt. Wir achten es nicht, verteidigen uns nicht, vor unserem inneren Auge verblaßt das Bild des kleinen Franzosenkindes nicht. Wird es durchgekommen sein? Es muß heute, wenn es noch lebt, die Schule schon verlassen haben. Es hat die kleine Episode, die es aus der Umklammerung des Todes rettete, vergessen.

Fritz Müller, Frankfurt a.M.



„Maria wandert zu ihrer Base Elisabeth ins Gebirge“.

Linolschnitt eines 13-jährigen Knaben.

Aus dem Kalender „Malende Jugend“.